IX. Wiedersehen mit Amerika 1893-1894

Am 2. September 1893, fast auf den Tag zwei Jahre, nachdem ich in Alt-Landsberg als Referendar vereidigt worden war, trat ich auf einen Dampfer der Norddeutschen Lloyd, der kaum noch mit den Dampfern meiner früheren Ozeanfahrlen verglichen werden konnte, die Reise nach New York an. Ich war oft unzufrieden mit mir gewesen; jetzt war ich zufrieden. Wiedersehensfreude und Entdeckerfreude schwellten gemeinsam meine Brust. Ich fühlte, dass diese Fahrt von grosser Bedeutung für meine Zukunft werden musste und mir war klar, dass ihre Aufgabe nicht leicht war. Wie würde es mit der englischen Sprache gehen, die zu sprechen ich in den letzten dreizehn Jahren niemals Gelegenheit gehabt hatte? Wie würde ich mich im weiten Lande, von dem ich als Kind nur New York kennen gelernt hatte, zurecht finden? Wie würde ich gar mit Börsenleuten, zumal amerikanischen, fertig werden? Ich zog aus diesen Fragen einstweilen den Schluss: Alles tun müssen, um mich möglichst zu amerikanisieren. Darum kaufte ich auch erst in New York den fehlenden Wintermantel, um äusserlich jeden Unterschied vom Amerikaner zu beseitigen. Er hat mir meine Aufgabe sehr erleichtert.

Blicke ich auf diese Reise zurück, so war sie im Ganzen eine Zeit angestregter, ja entsagungsvoller Arbeit. Sie hatte aber einige lichte Höhepunkte. Der schönste war sogleich die Ankunft. Die Einfahrt in den grossartigen Hafen von New York ist immer ein starkes Erlebnis: sie ist es aber ganz besonders, wenn sie mit einer Fülle von Jugenderinnerungen umrankt ist. Gewiss hatte sich manches verändert. Der Verkehr im Hafen war noch stärker, die Besiedlung der Ufer dichter und die Silhouette der grossen Stadt durch ihre Wolkenkratzer unruhiger geworden; auch die von Frankreich geschenkte grosse Freiheitsstatue hatte ich noch nicht fertig gesehen; sie machte auf mich nicht einen so starken Eindruck, wie seinerzeit der vorausgeschickte Arm mit der Fackel auf dem New Yorker Platz, was sich vor Allem dadurch erklärt, dass sie inzwischen in den Turmhäusern überlegene Konkurrenten erhalten hatte. Aber im Ganzen schien mir alles vertraut und unser Haus, in dem wir auf Staaten Island gewohnt hatten, fand ich auf den ersten Blick. Am Dock erwartete mich auch der Jugendfreund, mit dem ich immer am liebsten gespielt hatte, und in seiner Begleitung fuhr ich alsbald mit der Dampffähre – ich glaube es war die alte „Middletown“, auf der mein Bruder und ich so oft mit unternehmenden und erwerbsfreudigen Gefühlen gesessen hatten – nach Staaten Island, wo ich im alten Freundeshaus ein Turmzimmer bezog, aus dessen Fenster ich rechts auf das völlig unveränderte Haus, das wir früher bewohnt hatten, und links auf die schöne New York Bay herab sah. Ein solches Wiedersehen mit der eigenen Kindheit ist unvergesslich.

Von Staaten Island aus machte ich auch einige notwendige Besuche. Unter den alten Bekannten stand an der Spitze Carl Schurz. Ich hatte gehofft, von ihm auch Winke für meine Arbeit bekommen zu können. Das war aber nicht der Fall. Schurz erklärte, er habe dem Wirtschaftsleben immer fern gestanden. In dieser Stellungnahme sei er noch bestärkt worden, seitdem Präsident Mc Kinley im Jahre 1890 vom Freihandel zum Schutzzoll übergegangen sei und damit das amerikanische Staatsschiff in das Fahrwasser des Imperialismus eingelenkt habe. Mit dieser Wendung in der Politik schien er auch die Ermordung des Präsidenten in Verbindung zu bringen. Schurz war mit seinen Bestrebungen und Gedanken streng an den Grenzen des Innenministeriums geblieben, das er unter dem Präsidenten Hayes, als mein Vater Generalkonsul in New York war, mit voller Hingabe und schönen Erfolgen

verwaltet hatte. Die grossen Aufgaben auf dem Gebiete der staatlichen Verwaltung bestimmten auch seine politische Stellung. Ihretwegen war er, der für Lincoln auf der Rednertribüne und in Schlachten gekämpft, seinen ältesten Sohn Carl Lincoln Schurz genannt und als republikanischer Minister sich bestätigt hatte, im Jahre vorher zum demokratischen Präsidenten Cleveland übergegangen, weil er von ihm einen Kampf gegen immer schlimmer werdenden Missbräuche und Misstände im Beamtentum und Parteiwesen erwartete. Das war bezeichnend für die Persönlichkeit von Carl Schurz, raubte ihm aber seinen bisherigen Einfluss. Es war ein Zusammentreffen, das mir wohl tat, insbesondere auch, weil ich von den beiden Töchtern als alter Bekannter aufs Freundlichste begrüsst wurde. Das Bild der Persönlichkeit ihres Vaters hat durch diesen Besuch erst lebendigen Inhalt bekommen.

Zu den Besuchen bei Bekannten aus früheren Zeiten kam ein neuer hinzu: der beim Verursacher meiner Reise, bei Henry Villard. Er hatte die Evening Post – damals das angesehenste Tagesblatt New Yorks – erworben, um seinem Freunde Schurz, als seine Ministertätigkeit ein Ende fand, die Schriftleiter-Tätigkeit an einer grossen Zeitung zu ermöglichen. Wie Schurz die grösste Krise seines Lebens gerade durchgemacht hatte, so steckte Villard in einer solchen mitten drin. Er war mit seiner Northern Pacific Railroad Co in den Kampf der grossen amerikanischen Eisenbahn-Magnaten geraten und musste seine Stellung aufgeben. Er nahm mich in seinem Büro freundlich auf und fuhr mit mir zu seinem Landsitz in Dobs Ferry, einem hübsch gelegenen Vorort von New York. Er war aber sehr gedrückter Stimmung und wurde ihr auch nicht Herr. Erst später erfuhr ich, dass am selben Tage der Präsident der Börse in Wall Street den entscheidenden Schlag gegen ihn geführt hatte. Ich hielt die Lage aber nicht für tragisch; ich hatte den Eindruck eines ungewöhnlichen Mannes gewonnen. Er eroberte sich auch bald ein neues grosses Arbeitsfeld. Er wurde Organisator der General Electric Co, die auf Edisons Erfindungen fusste und die grösste Elektrizitätsgesellschaft der Vereinigten Staaten werden sollte. Näher habe ich Henry Villard erst später kennen gelernt.

Neben dem Wiedersehen von New York war ein zweiter Höhepunkt meiner Reise der Besuch der in der Nähe des grossen Getreideumschlagsplatzes Buffalo gelegenen Niagara-Fälle. So stark auch der Eindruck beim ersten Anblick der beiden Wasserfälle auf dem Boden der Vereinigten Staaten und dem Kanadas ist, die ganze Grossartigkeit kommt dem Zuschauer erst allmählich zum Bewusstsein. Es ist nicht nur die ungewöhnliche Höhe der Fälle, auch nicht ihre Breite, die auf kanadischem Boden nicht weit hinter einem Kilometer zurückbleibt, es ist vor Allem die ungeheure Wassermenge, die sich hier als Abfluss der grössten Kette von Binnenseen, die der Erdball aufweist, vom Erie-See zum Ontario-See herabstürzt; sie ist von amerikanischer Seite auf 15 Millionen Kubikfuss in der Minute berechnet worden. Von ihr bekam ich erst eine Vorstellung, als ich mit dem berühmten kleinen Dampfer – „Maiden of the Mist“ – bis nahe an das wild-schäumende Gebrause, sondern die in majestätischer Ruhe abfallende, grün schimmernde und meist von einem Regenbogen überwölbte Flut, und man versteht, dass die Indianer dem Ganzen den Namen „donnerndes Wasser“ gegeben haben. Beim ersten Anblick schien mir der „amerikanische“ Fall, der höher als der kanadische und kaum ein Drittel so breit ist, der schönere zu sein, auf der Fahrt wurde ich dagegen sehr zweifelhaft. In Wahrheit sind beide Fälle so verschieden, dass sie schwer mit einander verglichen werden können. Wie wenn mein Schwanken ihn gereizt hätte, wusste dann auch der amerikanische Fall seinen Eindruck zu verstärken. Ich löste mir eine Zulassungskarte zur „Cave of the winds“. Das ist eine Wanderung hinter dem Fall. Zu ihr muss man

wasserdichte Kleidung anziehen. Der schmale Weg zieht sich zwischen der Felsenwand und der abstürzenden Wassermenge hin; man geht meist weit über das Knie im Wasser, von oben wie mit Kieselsteinen beworfen, in einem unbeschreiblichen Gedonner. Geleitet von einem Führer folgten wir, die fünf mutigen Männer, die sich zu dieser Tour zusammengefunden hatten, einer den anderen anfassend. Ich war der letzte der Reihe, vor mir ein Japaner, dem der Atem ausging und der mit den Armen zu zappeln begann, sodass es mir schwer wurde, seine nasse Hand festzuhalten. Ich war froh, als wir wieder an das himmlische Licht kamen. Als wir Alle unsere Verwunderung darüber Ausdruck gaben, dass solche Wanderung gestattet sei, sagte der Führer, es sei heute ungewöhnlich gewesen, weil der Wind auf den Fall stände; er habe darum heute auch sonst keine Wanderung unternommen. Ich war aber doch froh, dass er diese Ausnahme gemacht hatte. Nie habe ich ein so imposantes Bild von dem unmittelbaren Wirken der Naturkräfte wieder gewonnen.

Der dritte Höhepunkt, der aber schon zum amtlichen Programm der Reise gehörte, war der Besuch der Weltausstellung in Chicago, die zu Ehren des Mannes, der Amerika vor vierhundert Jahren entdeckt hatte, „World's Columbian Exhibition“ hiess. Nichts erinnert in ihr an die „Centennial Exhibition“ zur Hundertjahrfeier der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, die ich als Kind vor achtzehn Jahren in Philadelphia gesehen hatte. Damals sollte die Aufmerksamkeit der Welt und insbesondere Amerikas darauf gelenkt werden, die freie Republik habe sich im Laufe eines Jahrhunderts wirtschaftlich so entwickelt, dass sie sich neben die alten Länder Europas zu stellen vermöchte. Das freie Amerika präsentierte sich gleichsam im Arbeitsrock; Kultur und Kunst spielten kaum eine bescheidene Rolle. In Chicago sollte das Ereignis gefeiert werden, das der Amerikaner für das wichtigste der Weltgeschichte hielt. Dazu zeigte sich Amerika im Festgewand. Diese Ausstellung hatte einen feierlichen Charakter wie keine vorher und nachher. Das war in erster Linie zu Ehren von Kolumbus; aber es wäre so üppig kaum durchgeführt worden, wenn sich nicht mit dem Hauptzweck gewichtige Nebenzwecke verbunden hätten. Die Ausstellung in der Stadt der Unabhängigkeitserklärung hatte 1876 die Aufmerksamkeit auf die dreizehn ursprünglichen Staaten gelenkt; in Chicago wollte man zeigen, zu welcher wirtschaftlichen und politischen Macht der Westen der Union sich emporgearbeitet hatte und gleichzeitig neben der Wirtschaft auch die Kunst eine beachtliche Stellung errungen habe. Das geschah auf grossartige Weise. War die erste Weltausstellung in London 1851 noch in einem einzigen grossen Gebäude, dem für sie gebauten Kristall-Palast untergebracht, so breitete sich hier am Ufer des Michigan-Sees, dessen Wasser zum Bau grosser Lagunen benutzt worden war, eine ganze Stadt aus. Diese Stadt hatte die Besonderheit, dass alle ihre grossen mit Statuen geschmückten Bauten weiss waren, was stark abstach von den düsteren russgeschwärzten Strassen von Chicago, die der Stadt vielfach den Namen „Black City“ eingebracht hatten. Die neu „White City“ am in der Sonne glitzernden grossen See strahlte sogar so viel Glanz aus, dass es den Augen des Besuchers Schmerz bereiten konnte. Wichtiger als diese weisse Farbe war, dass der Chicagoer Weltausstellung, im Gegensatz zu der von Philadelphia, die nach den uns Kindern vom Vater zur Erinnerung an sie geschenkten Bildern, ein architektonisches Streben überhaupt noch nicht erkennen liess, Zeugnis für einen erstaunlichen Aufschwung auf dem Gebiete der Baukunst ablegte. Schon in New York zeigte er sich bei den vereinzelt Turmhäusern, die in den letzten Jahren entstanden waren. Bei den neuen Bauten, die damals bis zu 20 Stockwerken angewachsen waren, konnte man nicht irgendwelche Vorbilder nachahmen, wie das bei den bisherigen Bauten von nicht über fünf Stockwerken geschehen war; bei ihnen musste man selbständige Wege einschlagen, die

von der Besonderheit der neuen grossen Aufgaben ausgingen; und mit einem Male fehlte es nicht an Talenten. Gewiss war noch vieles im Werden und mancher Versuch nicht recht geglückt. Aber jeder Besucher muss gespürt haben, dass im amerikanischen Bauwesen eine neue Zeit angebrochen war. Während bisher über die Schönheit erbarmungslos die Nützlichkeit gesiegt hatte, so war freilich nicht das Gegenteil eingetreten; das hätte auch keine Aussicht auf weitere Entwicklung gehabt. Die Ausstellung zeigte jedoch dass Nützlichkeit und Schönheit keine Gegensätze bilden, sondern mit einander vereinigt werden können. Das war ein grosser Erfolg der Ausstellung. Keine andere Stadt hatte solches Erkenntnis so nötig wie Chicago. Der Architekt Burnham, der an der Spitze des Bauausschusses der Weltausstellung stand, wurde später Hauptbearbeiter der grossen stadtbaulichen Pläne von Chicago. Ein beträchtlicher Teil des Ausstellungsgeländes mit seinen Lagunen ist in einen Park verwandelt worden. Auch ist eines der grossen Ausstellungsgebäude auf Grund einer bedeutenden Stiftung des Chicagoer Warenhausbesitzers Marschall Field zum „Field Columbian Museum“ ausgebaut worden, dessen Kern, ausser den in voller Grösse nachgebildeten Schiffen von Columbus, die besonders sehenswerten Ausstellungsstücke bilden, die sich auf die Indianer, die Tier- und Pflanzenwelt, sowie die Bodenschätze der Vereinigten Staaten beziehen.

Zur eigentlichen Weltausstellung kam noch ein Vergnügungsteil hinzu. Er machte sich sogar am Tage und in der Nacht am stärksten bemerkbar. Denn seinen Mittelpunkt bildete ein viele Stockwerke hohes Riesenrad (Ferry's Wheel), in dem etwa ein Dutzend grosse Gondel hingen, die langsam mit der Drehung des Rades ihre Insassen mehrmals von unten nach oben fuhren, wo sich eine wundervolle Aussicht über das ganze Ausstellungsgelände und den weiten See darbot. In der Dunkelheit wurden die Umrisse dieses Rades mit elektrischen Lampen beleuchtet, sodass es noch weiter sichtbar war als am Tage. Es dürfte das die erste Verwendung des elektrischen Lichtes zur Reklame im grossen Stil gewesen sein. Noch grössere und immer neue Anziehungskraft übte die „Midway Plaisance“ aus, eine Strasse in der Ausstellung, an der alle Vergnügungstätten lagen. Als ich sie zuerst durchschritt, stand ich plötzlich einem Mann mit einem ausgewachsenen Löwen an der Leine gegenüber. Es war Hagenbeck, dessen grossartiger Tierzirkus allgemein als die Hauptsehenswürdigkeit der Midway Plaisance galt. Es war aber sein letzter Löwenspaziergang. Er mochte unter normalen Verhältnissen ungefährlich sein. Bei dem herrschenden geräuschvollen Gedränge war es sicher richtig, Wiederholungen nicht zu gestatten.

Die Gefahren des Gedränges habe ich nie so unmittelbar gespürt wie in diesen Tagen. Am 11. Oktober war auf der Ausstellung „Chicago Day“, für den schon lange Stimmung gemacht war. Es gelang auch, ihn zum Rekordbesuchstag zu machen. Rund 750.000 Besucher an einem Tage! Seit dem Heere des Xerxes – so hiess es in einem Hauptblatt Chicagos – seien so viele Menschen nicht an einem Platze vereinigt gewesen. Ich ging am Nachmittag auch hin, um mir das angesagte „grösste Feuerwerk der Welt“ am Ufer des Michigan-Sees anzusehen. Ich stand gerade an der Ecke eines der grossen Ausstellungsgebäude nicht weit vom See, mir den Trubel betrachtend, als Raketen und Böllerschüsse den Beginn des Feuerwerks ankündigten. Im selben Augenblick setzte sich die ganze Menschenmenge in Bewegung zum Seeufer hin. Es entstand ein Gedränge, das nicht zu beschreiben ist. Alles ging still vor sich; nur vereinzelt Geschrei und ein merkwürdiges Gequieke. Jedem wurde mit einem Schlage die Gefahr klar. Und da habe ich den Amerikaner bewundert. Ich wurde plötzlich eingehakt und Mitglied einer blitzschnell gebildeten Runde von 8 Personen, die ihre Füsse in die Mitte der Runde stemmten und

Rücken an Rücken wie eine elastische Mauer den gewaltigen Druck auffingen. Dasselbe war zugleich ringsum unter merkwürdigem Schweigen geschehen. So standen wir eine Weile und die Lage wurde gerettet. Das Feuerwerk hat, glaube ich, gar nicht mehr stattgefunden. Ich habe jedenfalls nichts mehr von ihm gesehen. Das war der dramatische Schluss meines Ausstellungsbesuches.

Er hatte aber auch idyllische Momente. Ich hatte mir meine Briefe an das Deutsche Haus auf der Ausstellung nachschicken lassen. Da ich seit meinem Fortgang von New York nichts mehr bekommen hatte, ging ich eines Tages, kurz nach der Ankunft in Chicago morgens früh zur Ausstellung und bekam auch einen ganzen Haufen von Briefen, mit dem ich mich im noch stillen Gelände bei strahlendem Sonnenschein auf eine einsame Bank am Ufer des Sees setzte. Der erste Brief brachte mir die Nachricht, dass die Syndikusstelle an der Bremer Handelskammer mit einem anderen Bewerber besetzt sei. Das berührte mich an sich nicht so sehr. In Bremen stand man einem Volkswirt trotz Sombart noch immer misstrauisch gegenüber, auch wollte man die Stelle gern für längere Zeit besetzen und zweifelte, ob man bei mir damit werde rechnen können. Das liess sich an sich verschmerzen. Betrübt war ich nur, dass sich nun die Türen meiner Vaterstadt für mich geschlossen hatten; denn als Rechtsanwalt mich in ihr nieder zu lassen – die einzige Möglichkeit, die dort übrig blieb – lockte mich nicht und hätte auch nicht den Erwartungen meines Vaters entsprochen. Umso wichtiger war für mich die Aufgabe, die ich mir selbst in Amerika gestellt hatte.

Soweit ich noch Trost bedurfte, erhielt ich ihn durch einen anderen Brief, den ich nur wegen seiner Dicke nicht zuerst gelesen hatte. Er war von meinem Bruder. Von ihm hatte ich in New York einen ziemlich unglücklichen Brief erhalten. Er hatte, nach aufs beste bestandener Abschlussprüfung in München keine Anstellung gefunden und wollte nach Tirol fahren, um sich dort von den Familien Miller, Heyse und Willich zu verabschieden, da er nun sein Glück in Berlin versuchen müsse. Da war der lange neue Brief eine freudige Überraschung. Er schilderte ausführlich, wie er auf romantischen Wegen nicht nur zum Hausarchitekten des Besitzers des grössten alten Schlosses in Tirol, des Schlosses Prösels am Fusse des Schlern, geworden war sondern kurz darauf auch bei seinem geliebten Lehrer Gabriel Seidl, dessen Entwurf für das neue Nationalmuseum in München den ersten Preis bekommen hatte, eine Ausstellung im Hinblick auf diese neue Aufgabe erhalten hatte. Damit hatte er ein Sprungbrett für die Zukunft gewonnen und war aus allen Existenzsorgen heraus. Ein ähnliches Sprungbrett musste für mich die Untersuchung über den amerikanischen Getreidehandel werden. Ich stürmte aus der Weltausstellung heraus an meine Arbeit.

Sogleich nach meiner Ankunft in New York hatte ich begonnen, mich meiner Studienaufgabe zu widmen. Das war nicht schwierig, wenigstens äusserlich. Denn die Produktenbörse, die mich besonders interessierte, lag an dem Platz der „Battery“, die „the cradle of New York“ genannt worden ist. Hier stand auch das deutsche Generalkonsulat, in dem ich so oft meinen Vater besucht hatte. Damals hatte dieser von einem alten Eisengitter umzäunt, stets wohl gepflegte Platz etwas Anheimelndes, wie es die Grosstadt sonst kaum noch aufwies. Das hatte sich gründlich geändert. An derselben Stelle, wo in holländischen Zeiten der offene Markt – das „Markt-Feldt von Neu-Amsterdam“ – war, ragte jetzt der zehnstöckige Riesenpalast der „Produce Exchange“, die hinter ihren rund 2000 Fenstern nicht nur den grossen Börsensaal mit allen Nebenräumen, sondern auch noch Kontore von 188 Börsenmitgliedern barg und in ihren acht grossen Fahrstühlen, die gleichzeitig in Betrieb waren, damals täglich rund 27.500

Menschen beförderte. Hier hatte sich zuerst die starke Konzentrationstendenz des New Yorker Geschäftslebens geltend gemacht. Sie wurzelte in erster Linie in der Schmalheit der Manhattan-Insel, auf der die menschenreichste Stadt Amerikas erwachsen war; nach Bebauung der dem Hudson Strom abgewonnenen breiten Landstriche war eine weitere Ausdehnung des Geschäftsviertels in anderer Richtung als in die Höhe nicht mehr möglich. Die Konzentrationstendenz stammte aber auch aus dem Geschäftsleben selbst. In jedem gross-kaufmännischen Geschäftszweig lebt ein Streben nach örtlicher Vereinigung der gleichartigen Geschäfte und ihrer Hilfsbetriebe. Nichts kam ihm so entgegen wie die amerikanischen Turmbauten mit ihren Sprachrohren und Fahrstühlen. Die Anfänge ihrer Entwicklung lagen noch in der Zeit, als der Fernsprecher gerade aufkam. Fiel mit seiner Entwicklung ein anfangs wirksamer Grund fort, so kam ein neuer noch wirksamerer hinzu; das Bedürfnis der Entlastung des Strassenverkehrs. Wenn sich auch noch ein „Lunchroom“ im Turmhaus befand, brauchte ein Kaufherr in den Geschäftsstunden die Strasse überhaupt nicht zu betreten.

In der Produktenbörse habe ich mich einige Tage herumgetrieben, bis ich das zunächst unverständliche Getriebe einigermaßen begriffen und die anfängliche Scheu überwunden zu haben glaubte. Das war mir dadurch erleichtert, dass die New Yorker Produktenbörse in ihrer Bedeutung hinter meinen Erwartungen weit zurück blieb. Sie hatte vielleicht einst einen bestimmenden Einfluss im amerikanischen Getreidehandel gehabt; jetzt hatte sie ihn nicht mehr. Er war über Cincinnati, wo die erste, und Buffalo, wo die zweite spezielle Getreidebörse geschaffen wurde, auf Chicago übergegangen. Ihm schien neuerdings Minneapolis im Nordwesten einige Konkurrenz zu machen; und je mehr der Weizenbau in seinem Vordringen in die Richtung nach Norden überging, würde sich auch dort ein wachsender Börseneinfluss geltend machen, wenn nicht die kanadische Grenze ein gewisses Halt geböte.

Dieses anfängliche Ergebnis meiner Bemühungen empfand ich natürlich zunächst als eine Enttäuschung. Sie war aber fruchtbar. Sie machte mich nachdenklich. In Deutschland gab es eine ähnliche Wanderung der Getreidebörsen nicht. Die zunehmende Besiedlung der Vereinigten Staaten konnte die Erklärung auch nicht sein; denn New York war erst durch sie die grösste Stadt Amerikas und der grösste Getreideausfuhrplatz der Welt geworden. Wenn also wie in Deutschland der Absatz oder Verbrauch für die Lage der Getreidebörsen bestimmend wäre, müsste die Getreidebörse in New York nicht eine Abnahme sondern eine Zunahme in ihrer Bedeutung aufweisen. Demnach musste der Grund der Wanderung bei der Produktion liegen. Wie war das möglich?

In Deutschland hat sich der Getreide-Handel in die Handels- und Transport-Organisation eingefügt, die für die Kosten eines langen Transports lohnender Güter geschaffen worden war. Diese hochwertigen Güter erschienen in Kolliform: in Ballen, Kisten, Fässern. Demgemäss wurde das Getreide auch der Kolliform angepasst, indem es in Säcke gefüllt wurde, die eine Zeichnung des Eigentümers erhielten. In den Vereinigten Staaten, zumal in den Getreidegebieten, gab es keine ausgefahrenen Bahnen, in die der Getreidestrom gelenkt werden konnte; insbesondere eine Verpackung in Säcke war zu teuer. Der Handel musste sich daher Technik und Organisation neu schaffen, und er tat das in Anpassung an die Eigenart der Ware. Gemäss der Vertretbarkeit oder „Fungibilität“ wurde eine „Gradierung“ des Getreides, d.h. eine Sortierung nach Qualitätsgraden und auf dieser Grundlage gemäss der „Trockenflüssigkeit“ des Getreides der Transport und die Lagerung in „loser Schüttung“ statt in

Säcken vorgenommen. Die Vertretbarkeit oder Fungibilität des Getreides, die erst eine Vergleichbarkeit in Preisen ermöglicht, kam in Deutschland erst auf der Börse zur Geltung, in den Vereinigten Staaten schon vorher. Es war daher nicht angängig, nur die Getreidebörsen in beiden Ländern einander gegenüber zu stellen. Das konnte zu keinem Ergebnis führen. Es war vielmehr nötig, die verschiedenen Organisationen des Getreidehandels in beiden Ländern mit einander zu vergleichen. Der Angriff gegen die „Fungibilisierung“ richtete sich in Deutschland gegen die Börse und zwar auch hier nur gegen die „Terminbörse“; er richtete sich in den Vereinigten Staaten aber gegen andere Organisationen, und die Börse war es, die hier, vielfach mit Recht, um einen stärkeren Einfluss auf die Festsetzung der Qualitätsgrade kämpfte.

Meine Aufgabe erweiterte sich also sehr, wurde aber zugleich auch interessanter. Denn sie spaltete sich jetzt in zwei Teile: Darlegung der Besonderheiten des amerikanischen Getreidehandels im Allgemeinen und Ermittlung der Besonderheiten des Betriebes auf den amerikanischen Getreidebörsen. In Chicago wollte ich für beide Teile der Arbeit den Grund legen.

Um das zu können, musste ich mir zunächst eine gewisse Vorstellung von Chicago verschaffen. Es galt als grosser allgemeiner Rivale von New York. In der Tat war sein Wachstum erstaunlich. 1831 noch ein Dorf von etwa 100 Einwohnern, wurde es 1837 zur Stadt erhoben und zählte etwas über 4000 Einwohner. Nach dem Zensus von 1890 hatte es eine Million überschritten. In einem halben Jahrhundert war es die zweitgrösste Stadt in Amerika geworden. Der Wettbewerb mit der grössten Stadt zeigte sich am augenfälligsten in den Turmhäusern. In ihrem Bau glaubte Chicago die Stadt am Hudson überflügelt zu haben. Der Ausdruck „Sky-scraper“ stammte vom Michigan-See.

In New York war diese neue Bauentwicklung, als ihre technischen Voraussetzungen mit der Entwicklung der Eisenindustrie, der Erfindung des Fahrstuhls und der Herstellung von Hohlziegeln gegeben waren, aus dem Inselcharakter der Stadt mit einer gewissen Notwendigkeit entstanden, und man hatte aus der Not eine Tugend gemacht. Was war aber in Chicago, das nicht auf einer Insel eingengt war, die Triebkraft der Entwicklung? Es konnte doch nicht nur Rivalität sein. Bei näherem Zusehen ergab sich, dass der Geschäftsteil der Stadt hier mindestens ebenso zusammengedrängt war wie in New York. An drei Seiten zog das Wasser auch hier dem Geschäftsteil Grenzen: im Osten der grosse See, im Westen und Norden der Chicago-Fluss, der zu dem die Grossen Seen mit dem Mississippi verbindenden Illinois-Michigan-Kanal ausgebaut worden ist. Nach Süden liegt das Land allerdings offen; aber hier drängen sich die Eisenbahnen zusammen, die Chicago zum grössten Eisenbahnmittelpunkt der neuen Welt gemacht haben. Hier lagen fünf grosse Bahnhöfe, umgeben von einem unübersehbaren Gewirr von offenen, im Strassenniveau liegenden Schienen. Dieser Einengung durch die Eisenbahn hat die Grundstückspreise im Geschäftsviertel ebenso in die Höhe getrieben wie die Einengung durch den Fluss in New York. So war der Wandel in den Baumethoden doch aus den gleichen wirtschaftlichen Ursachen erwachsen; der Wettbewerb war hier im Wesentlichen ein Wettbewerb der Architekten. Auch sonst war die Konkurrenz der beiden Städte gross. Im Bankwesen hatte New York einen unbestrittenen Sieg davon getragen; im Handel mit Bodenerzeugnissen und Viehprodukten stand Chicago voran.

Hatte ich in New York, in dem so viele Erinnerungen wurzelten, Freunde und Bekannte aus der Kindheit, so fehlte es in Chicago, wo ich noch nicht gewesen war, nicht an Bekannten aus meiner

Studentenzeit. Zuerst suchte ich dort meine einstige Studentenwirtin auf, bei der ich in München anfangs allein, dann mit meinem Bruder, schliesslich mit meinem Vater und Bruder gewohnt hatte. Sie war unverändert in ihrer stillen freundlichen Art. Sodann besuchte ich Professor v. Holst, dem ich in Freiburg im Hörsaal wie Wohnung so viele Anregung zu verdanken hatte. Für den Verfasser der Verfassungsgeschichte des Landes hatten die Vereinigten Staaten den Reiz des Neuen verloren und, verwöhnt in Deutschland, hatte er in der neuen Universität in Chicago rechte Fühlung mit der Studentenschaft nicht gewinnen können. Der einst so temperamentvolle Mann war heimwehkrank und leidend geworden; nur mit Mitleid kann ich an ihn denken. Anders der dritte Bekannte aus der Studentenzeit. Ich hatte ihn als Mitglied der „Bremer Gesellschaft“ in Freiburg schätzen gelernt. Er war, nachdem er den medizinischen Dokortitel sich erworben hatte, nach Chicago ausgewandert, war dort Assistent des angesehensten Frauenarztes geworden und baute sich gerade eine eigene Praxis auf. Ihn fragte ich, wo ich in der fremden Stadt, deren Hotels für mich auf längere Zeit zu teuer waren, am besten unterkäme; in freundlicher Weise lud er mich zu sich ein. Er bewohnte ein grosses Zimmer, in dem kein Bett, aber ein mächtiger Schrank zu erblicken war; er wurde abends aufgeklappt und bot für zwei Personen eine bequeme Schlafstätte. Wenn der grosse kräftige Besitzer in ihm lag, stand das Bett wagrecht zum Erdboden; lag eine leichte Person wie ich darin, so stand das hintere Ende schräg in die Höhe. Ich habe aber herrlich in ihm geschlafen. Als ich fortging meinte mein Freund: „Arm in Arm mit Dir, so schlaf ich ein Jahrhundert in diesem Schranke!“. Nachts wurde er manchmal gerufen; er vergass es dann nie, einen geladenen Revolver in die Tasche zu stecken. Eines Nachts blieb er lange aus; endlich kam er verstört zurück. Er hatte einen richtigen Chicagoer „Hold-up“ erlebt, d.h. einen Überfall durch Strassenräuber; er war bleich und zitterte, wie ich es bei ihm für unmöglich gehalten hätte.

Dieser Vorfall wurde für mich Anlass zu einem kleinen Nachspiel, welches das äussere Bild der amerikanischen Grosstadt ergänzte. Mein Freund mobilisierte nämlich mehrere Mesizinstudenten, die sich ihr Studiengeld als Geheimpolizisten verdienten. Sie fanden überall Zutritt, auch wenn es nur durch das Oberfenster einer Tür möglich war. Aus den unheimlichen Wirtshäusern, in denen Verbrecher, getrennt nach den besonderen Arten, in denen sie ihren Beruf ausübten, verkehrten, ging es in eines der grossen Kapitalgesellschaften gehörenden „Hotels“, die durch einen an die Einwanderer anknüpfenden Mädchenhandel, der meist in den Händen russischer Juden liegen sollte, versorgt wurden; und den Höhepunkt bildeten die traurigen Opium- und Kokain-Höhlen, in denen sogar feine Damen sich dem gefährlichen Genuss hingaben, ohne von unserem Besuch irgend etwas zu bemerken. Nur durch die prächtigen jungen Begleiter war eine solche nächtliche Expedition möglich. Sie gehört aber zum Bilde Chicagos.

Der Mittelpunkt des Chicagoer Handels, das Board of Trade, das aus einer Vereinigung von 13 Firmen und Einzelkaufleuten im Jahre 1848 zur mächtigsten Handelsvereinigung in den Vereinigten Staaten herangewachsen war, wurde dann alsbald zu meiner wichtigsten Arbeitsstätte. Während man in New York meinen Bestrebungen mit Zweifeln gegenüberstand, war das hier anders. Man ging mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit auf meine Fragen und Wünsche ein, wies mir einen Arbeitsplatz im 17. Stockwerk eines benachbarten Turmhauses an und verschaffte mir alles an Drucksachen, was ich haben wollte; insbesondere ausser den Jahresberichten des Board of Trade die des Commissioners of Railroads and Warehouses, sowie die Entscheidungen der Gerichte in grösseren Börsenprozessen, auch

die Hauptzeitschrift der amerikanischen Müller. Es war eine harte Arbeit. Sie wurde nur um die Mittagszeit zu einem „quick lunch“ unterbrochen; ich ging in das besuchteste Börsenrestaurant, in dem man 25 Cent Eintrittsgeld zahlen musste und dann von den zahllosen aufgestellten leckeren Gerichten so viel essen konnte, wie man wollte. Der Wirt, der sich garnicht blicken liess, wusste, dass die Chicagoer Geschäftsleute so beschäftigt waren, dass sie im Interesse ihrer Arbeit ihren Magen nicht überladen würden, und bald hatte auch ich das Normalmass heraus, das für Magen und Arbeit am zweckmässigsten war und dem Wirt den gewünschten Gewinn ermöglichte. Hier kannte ich bald auch den Einen und Anderen und nirgends bin ich mir so amerikanisch vorgekommen wie bei diesen Mittagessen.

Mit dem Ergebnis meiner Arbeit war ich oft sehr unzufrieden. Vieles habe ich vergeblich durchgearbeitet, ganz besonders die Statistik der Börsenpreise; nach grossen Mühen kam ich zum Ergebnis, dass mit ihr nichts anzufangen sei oder doch ein Einzelner, der nur auf die eigene Arbeitskraft angewiesen war, nichts anfangen konnte. Auch sonst waren die greifbaren Ergebnisse nicht gross. Wenn ich aber jetzt auf das Ganze zurückblicke, so glaube ich, dass diese Arbeit im Turmgemach die Hauptkenntnisse im Unterbewusstsein reifen liess. Es handelte sich in den Vereinigten Staaten nicht um eine einheitliche, nur gegen die Börse und insbesondere ihren Terminmarkt gerichtete Bewegung; die Front war ausserordentlich viel breiter.

Am frühesten ist das System der Getreide-Silos, die man in Amerika „Elevators“ nennt, (wie das Getreide bei der Einlagerung zur besten Öffnung des Silos emporgehoben wird) zum Ziel von Angriffen geworden. Das erklärt sich daraus, dass der Landmann die kapitalistische Abhängigkeit hier am unmittelbarsten spürte. Der Transport in loser Schüttung war wirtschaftlich nur möglich, wenn er auf dem ganzen Weg vom Produzenten zum Konsumenten durch geführt wurde. Es handelte sich also nicht um einen einzelnen Elevator. Das erste Glied bildeten die Land-Elevatoren (country elevators). Sie nahmen Getreide vom Landmann in Empfang. Ein jeder von ihnen hatte eine Fassungskraft, die einem Güterzug entsprach. Hunderte von ihnen waren vorhanden. Die Eisenbahn oder auch ein Schiff brachte dann das Getreide zum städtischen Elevator (terminal elevator), wo es bis zum Übergang in den Konsum oder zur Weiterverfrachtung gelagert und gepflegt wurde. Die Stadt, wo diese Lagerung und Warenpflege hauptsächlich stattfand, war mit fortschreitender Besiedlung des Landes Chicago geworden, weil es an der Binnenwasserstrasse der grossen Seen lag und grösster Eisenbahnmittelpunkt des Landes war. Nirgends gab es eine solche Menge grosser Elevatoren wie hier. Es war natürlich, dass sich diese Elevatoren im Laufe der Zeit mit Hilfe der Eisenbahn oder des Getreidehandels oder auch selbständig, zu grossen Gesellschaften zusammen schlossen. Der einzelne Farmer stand diesen Elevator Gesellschaften, die er nicht übersehen konnte und von denen doch sein Wohlergehen abhing, hilflos und argwöhnisch gegenüber. Daraus erwuchs eine Anti-Elevator-Bewegung, die bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückreicht. Sie wollte eine Monopolisierung des Getreidezwischenhandels durch die immer grösser werdenden Elevator-Gesellschaften verhindern. Sie trat dafür ein, dass die Farmer sich zu Elevator-Genossenschaften zusammenschlossen, und wenn sich das nicht mehr machen lasse, wie es tatsächlich der Fall war, sich durch den Bau eigener Scheunen, Verladung vom Karren in den Eisenbahnwagen, äusserstenfalls sogar durch teure Sackung des Getreides verselbständigten.

Da ein Transport in loser Schüttung die Scheidung nach Eigentümern so erschwert, dass sie ohne eine Gradierung im Grossen nicht durchführbar ist, kam zur Anti-Elevator-Bewegung eine Anti-Gradie-

rungs Bewegung hinzu. Denn diese, für den Preis des Getreides grundlegende Gradierung, wurde im städtischen (terminal) Elevator vorgenommen, auf den der Farmer nicht nur keinen Einfluss hatte, sondern von dem er oft überhaupt nichts wusste. Sie konnte bei dem zu bewältigenden Riesenmengen auch nur sehr summarisch vorgenommen werden, sodass örtliche und zeitliche Abweichungen nicht zu vermeiden waren. Subjektive Momente konnten aus der Gradierung gar nicht ausgeschlossen werden; dann sollten wenigstens entgegenstehende Geschäftsinteressen ferngehalten werden. Die Anti-Gradierungs-Bewegung hatte den Erfolg, dass die „Getreide-Inspektion“ in einigen Hauptstaaten des Getreidebaus, insbesondere auch im Staate Illinois, in dem Chicago liegt, verstaatlicht wurde.

Erst an dritter Stelle kam in den Vereinigten Staaten die Bewegung gegen die Börse, an der nicht ausschliesslich die Farmer und ihre „Alliance“, der amerikanische Bund der Landwirte, beteiligt waren. Sie nannte sich „Anti-option-movement“, d.h. Bewegung gegen Termin- und Prämien-Geschäfte; sie betraf also die ganze Struktur der Börse und war in vielen der deutschen Bewegung ähnlich, obwohl die Börsen-Struktur grosse Unterschiede aufwies. In letzter Linie spitzte sich alles darauf zu, ob sich auf dem Terminmarkt der Getreidebörse das Hausse-Interesse der Käufer (bulls) und das Baisse-Interesse der Verkäufer (bears) die Waage halten. Das hängt nicht nur von der Kopfzahl, sondern auch von der Geschäftskennntnis, Geschäftsgewandtheit und Kapitalkraft beider Parteien ab, und das heisst wieder zum grossen Teil davon, wie weit sich beide Parteien aus berufsmässigen Börsenleuten und aus Aussen-seitern rekrutieren. Das liess sich unter den grösseren und zum Teil auch einfacheren Verhältnissen in den Vereinigten Staaten leichter als in Deutschland feststellen.

Es konnte kein Zweifel darüber bestehen, dass Börsenleute in der Haussepartei zeitweise eine grosse Rolle spielten. Das ist der Fall bei den in Amerika nicht selten vorgekommenen Versuchen einer Cornerung, d.h. der Schaffung einer Börsenlage, bei der die verfügbaren Warenvorräte zur Erfüllung ungedeckter Terminverträge nicht ausreichen. Ich habe selbst auf der Chicagoer Börse Hutchinson flüchtig kennen gelernt, der 1888 einen solchen Corner in Weizen so erfolgreich inszeniert hatte, dass er mit einem Schlage mehrere Millionen Dollar verdiente. Aber eine höhere Gerechtigkeit hat schnell ein gewisses Gleichgewicht wieder hergestellt. 1891 ging in erneuten Cornerungsversuchen Alles wieder verloren. Als ich ihn sah, fristete „old Hutch“ als kleiner Jobber sein kümmerliches Dasein.

Wird aber von Cornerungsversuchen, die immer seltener geworden sind, abgesehen, so rekruiert sich die Haussepartei an den amerikanischen Getreidebörsen nur zum geringen Teil aus berufsmässigen Börsenhändlern. Das hat seinen psychologischen Grund. Dem nur gelegentlich Spekulierenden kommt es nicht in den Sinn und bleibt es unklar, wie man etwas verkaufen kann, das man nicht besitzt, und wie man damit einen Gewinn machen kann; er kauft, um später mit Gewinn wieder zu verkaufen. Das gilt besonders vom Farmer. Wenn aber unter den Aussenseitern die Haussepartei überwiegt, muss im Kreise der Börsenhändler das Gegenteil der Fall sein. Schon daraus ergibt sich, dass von einem „natürlichen Gleichgewicht“ beider Parteien nicht die Rede sein kann. Andere Gründe, auf die hier nicht eingegangen werden kann, kamen noch hinzu. Insbesondere kann der theoretisch nicht unwichtige Satz, dass jeder Spekulationsverkauf einen Erfüllungskauf in sich schliesst, durch das auf den amerikanischen Getreidebörsen damals herrschende Einschuss- oder Margin-System praktisch in seiner Wirkung auf den Preis aufgehoben werden. In Chicago geschah das – man nannte es „squeezing out of

margins“ – in umfassendster Masse. Aus vielerlei Gründen überwog so bei den berufsmässigen Besuchern der amerikanischen Getreidebörsen das Baisse-Interesse.

Endlich gab es viertens noch eine Bewegung gegen die Nebenbörsen. Die freie Konkurrenz galt auch in Bezug auf Börsengründungen. Zu ihnen war ein vierfacher Anlass vorhanden: die beschränkte Börsenzeit, der hohe Preis der Börsenmitgliedschaft, die grossen Mindestmengen, zu denen allein gehandelt werden konnte und das neuerliche Verbot der Prämiengeschäfte. Die Nebenbörsen, die nur eine zeitliche Ergänzung der Hauptbörse darstellen und nicht im Börsenraum, sondern auf der Strasse oder „in der Gasse“ (curb exchange) abgehalten werden, interessieren hier nicht, obwohl durch sie eine Beeinflussung der Börse des folgenden Tages möglich ist. Anders ist es mit den „Bucket-shops“ genannten Nebenbörsen, die in allen grösseren Städten anzutreffen waren; in Chicago hatte ihrer mehr als dreissig, die damals alle von „Jim“ Murphy „kontrolliert“ wurden; ihre Zahl im ganzen Lande wurde auf 1500 geschätzt. Solche „Bucket shops“ nahmen Kauf- und Verkaufverträge zu sehr viel geringeren Mindestmengen, als auf der eigentlichen Börse, an; sie traten in allen Kauf- und Verkaufverträgen „als Selbstkontrahenten“ auf, sodass die Kunden sich Gegenkontrahenten nicht zu suchen brauchten; und rechnete mit der weit überwiegenden Neigung zur Hausse-Spekulation in ihrem Publikum. Schlug sie einmal aus einem allgemeinen Grunde, z.B. bei einer ungewöhnlich grossen Ernte ins Gegenteil um, so kamen die Bucket shops in eine bedrängte Lage. Sie hatten daher eine Neigung zu extremen Ausartungen, wie ich selbst feststellen konnte.

Nur wenn man diese vier verschiedenen Bewegungen und Entwicklungen verfolgte, war die Aufgabe, die ich mir gestellt hatte, befriedigend zu lösen. Erst als ich dies richtig erkannte, erreichte der Arbeitseifer seinen Höhepunkt. Seitdem die Ziele klar waren, war die Aufgabe interessanter als alles andere, was die Reise bot, und sie wurde es noch mehr, als ich nach Minneapolis reiste. Diese wichtigste und grösste Stadt des Nordwestens liegt an den Anthony-Fällen des Mississippi. Ihre Wasserkraft war es, welche hier eine Mühlenindustrie entstehen liess. Sehr bald reichte sie nicht mehr aus und man fing an, den Dampfbetrieb zu entwickeln, insbesondere als man gleichzeitig von Mahlsteinen zu Walzenstühlen überging. Die Entwicklung war so gewaltig, dass Minneapolis bald zur grössten Mühlenstadt nicht nur Amerikas, sondern der Welt wurde. Diesem Ruhm, auf den die ganze Stadt stolz war, entsprach der äussere Anblick nicht. Die grossen Mühlen waren plumpe Riesenbauten aus Holz, die im Innern eine staubgeschwängerte Luft aufwiesen, die einen Besuch nicht zur Annehmlichkeit machte; aber das Mehl war vorzüglich und der erzielte Gewinn gross.

Zur Zeit meines Besuches standen zwei Mühlenbetriebe an der Spitze: die 1874 entstandene Mühlenfirma C.A.Pillsbury & Co, und die fünf Jahre später gegründete Washburn-Crosby & Co, die als die grössten Getreidemühlen der Welt galten. Ihre Leiter, Charles Pillsbury, der Präsident der Handelskammer, und W.D.Washburn, der Vertreter des Staates Minnesota im Senat der Vereinigten Staaten, waren wohl die für meine Arbeit interessantesten beiden Männer, mit denen ich in den Vereinigten Staaten zusammen gekommen bin. Sie waren eng befreundet, aber so verschieden, dass man sich stärkere Verschiedenheit kaum vorstellen kann. Pillsbury, ein ausgesprochener Typ des Westens, von wuchtiger Energie, ungeheurer Beweglichkeit, ganz Kaufmann, und Washburn, der Spross einer alten, weitverzweigten Familie Neu-Englands, ein geborener Aristokrat, ganz würdiger Senator. Sie hatten sich zusammengefunden in der „Anti-option-Bewegung“. Washburn hatte gerade im Senat den

Entwurf eines gemässigten Börsengesetzes eingebracht, und Pillsbury hatte sich diesen Bestrebungen als hervorragender Agitator zur Verfügung gestellt. Was diese beiden grossen Mühlenbesitzer dazu bestimmte, sich der Bewegung gegen die Börsen anzuschliessen und in ihr sogar eine gewisse Führerrolle zu spielen, ist mir nicht ganz klar geworden. Vielleicht sollte die Mühlenindustrie sich anfangs vor dem erwachten starken Oppositionsgeist der Landwirtschaft bewahren, indem sie sich in der Anti-option-Bewegung neben die Farmers Alliance stellte. Schliesslich aber dürften sachliche Gesichtspunkte massgebend geworden sein. Bisher war die Gradierung für den Zwischenhandel und damit im Wesentlichen nach äusserlichen Gesichtspunkten durchgeführt worden. Je mehr die Müllerei zur Entwicklung kam, umso mehr musste sie ihren Qualitätsbedürfnissen angepasst, d.h. nach der Zusammensetzung des Getreide-Kornes, insbesondere nach seinem Protein-Gehalt vorgenommen werden. Das konnte nur auf dem Umweg über eine reformierte Börse geschehen.

So interessant es war, die grosse Mühlenindustrie in Minneapolis kennen zu lernen, so beschloss ich doch, sie ausserhalb meiner Studien zu lassen. Ich habe daher mit beiden Männern nur über die Börse und ihre Reform verhandelt und war erstaunt zu sehen, dass die Vorschläge der Deutschen Börsenquoten-Kommission und die der Amerikaner Washburn (im Senat) und Hatch (im Repräsentanten-Haus) in wesentlichen Punkten übereinstimmten. Sie schlugen beide die Einführung eines Registers für Termingeschäfte in Waren vor: nur was darin eingeschrieben war, sollte die rechtliche Fähigkeit zum Abschluss von Termingeschäften haben, und diese Eintragung war mit nicht unerheblichen einmaligen und sich jährlich wiederholenden Kosten verbunden. So fehlte es nicht an Stoff zu Diskussionen, die mich im Einzelnen wohl mehr gefördert haben, als alles Voraufgegangene.

Ich fuhr noch nach Duluth an der Nordwestspitze des Oberen Sees. Ich hatte sehr gehofft, in dieser schnell aufblühenden Hafenstadt, die 1880 erst 3482 Einwohner zählte und nun im Gesamtfassungsraum ihrer Elevatoren nach Chicago und New York die dritte Stelle einnahm und New York schon sehr nahe gekommen war, noch vieles zu sehen und zu lernen; aber der Winter hatte mit grosser Strenge eingesetzt. In Minneapolis hatte es mir schon Eindruck gemacht, als an den Strassenecken Anschläge angebracht waren, dass die öffentlichen Thermometer versagten, weil das Quecksilber gefroren sei. In Duluth bekam ich nicht nur eine sanfte Unterweisung, sondern eine harte Lektion. Ich kam dort in Schneewetter an, verliess aber alsbald wieder mein Hotel, um mich in der Stadt noch etwas umzusehen. Ich merkte gar nicht, dass das Wetter immer schlimmer wurde, bis es an einer Stelle schwierig war, herauszufinden, wo eigentlich die Strasse war. Ich machte kehrt und war froh den Weg zum Hotel in den menschenleeren Strassen noch ausfindig zu machen. Im Hotel aber wurde ich mit grossem Geschrei begrüsst; insbesondere der Wirt stürzte auf mich zu, bei einem Blizzard gehe man nicht aus; es sei rücksichtslos gegen die anderen Gäste; sie wären in grosser Sorge meinewegen gewesen. Ich entschuldigte mich mit meiner Unerfahrenheit und dankte für die gütige Teilnahme, die mich in hohem Masse überraschte. Sie war charakteristisch für den Westen und wäre im Osten kaum möglich gewesen. Ich wartete noch einen Tag, reiste dann aber unverrichteter Dinge ab. Denn meine Reise näherte sich ihrem Ende.

Am 19. Dezember 1893 trat ich mit dem Dampfer „Havel“ die Rückfahrt an. Es war eine Reise, die nicht nur wegen des Wetters ungemütlich war, sondern nicht minder wegen der Mitreisenden, die in dieser Jahreszeit, zumal in der zweiten Klasse, für die mein Geld nur noch reichte, doch sehr anders

waren als in den günstigen Jahreszeiten, in denen ich bisher gereist war. Tonangebend waren einige Goldsucher, die aus Klondyke kamen. Es gab wüste Streitigkeiten, von denen allerlei Böses erzählt wurde; sie erreichten am Weihnachtsabend ihren Höhepunkt, sodass der Kapitän einschreiten musste. Mich berührte das nur wenig. Ich freute mich aufs Wiedersehen mit Mutter und Geschwistern und sah befriedigt auf meine Reise zurück.

In den fast vier Monaten, die ich von Deutschland fort war, hatte ich mit den 2000 Mark meines Stipendiums ausgereicht. Darauf war ich am meisten stolz. Ich war aber auch mit der eingebrachten amerikanischen Ernte zufrieden. Das Wiedersehen New Yorks hatte unsicher gewordene Kindheitserinnerungen zu einem festen Bestandteil meines Lebens gemacht; in den drei Monaten auf amerikanischem Boden hatte ich ausserdem mehr gesehen und gelernt als je zuvor und vielleicht auch nachher in gleicher Frist; und was mir besonders wichtig erschien: ich hatte etwas gelernt, das in der Linie meiner gesteckten Lebensziele lag. Das Gelernte galt es jetzt auszuwerten.

Das war allerdings nicht so einfach. Denn mein Urlaub war abgelaufen, sodass ich in Berlin meine Tätigkeit als Referendar alsbald wieder aufnehmen musste. So stark auch mein Wunsch war, mich meinen amerikanischen Studien ganz hinzugeben, er liess sich nicht erfüllen. Nur Überstunden standen für sie zur Verfügung. Die erste Erfahrung, dass das Leben aus Kompromissen besteht, ist mir doch recht schwer geworden. Ich glaubte, da der Bremer Syndikus-Plan gescheitert war, am Assessorexamen festhalten zu müssen. Auf eine finanziell selbständige Stellung musste ich dann einstweilen verzichten. Ich lehnte daher auch das noch immer schwebende Anerbieten, Sekretär des reichen ehemaligen Börsenmaklers zu werden, ab und bat auch, bei der Besetzung der Stelle eines „nationalökonomischen Assistenten“ bei der Diskontogesellschaft, für die ich vorgeschlagen worden war, nicht mit mir zu rechnen. Ich war durch meine amerikanische Arbeit für längere Zeit gebunden und fürchtete, in Sackgassen fernab von meinen Lebenszielen zu geraten. War ich bisher bereit gewesen, überall zuzugreifen, wo sich Nützliches und Gutes zu bieten schien; jetzt wollte ich mehr eine gebundene Marschroute einschlagen und möglichst das bisherige gleichzeitige Ziehen an zwei verschiedenen Strängen beenden. Darum wollte ich nur die Tätigkeit des Justiz-Referendars mit der des Regierungsreferendars, die mir besser mit volkswirtschaftlichen Lebenszielen in Einklang zu stehen schien, vertauschen. Doch die Übernahme wurde vom Minister des Inneren, weil die Regierungspräsidenten zuständig seien, abgelehnt; die Übernahme nach bestandenerm Justizassessor-Examen sei aber nicht unwahrscheinlich.

Es blieb nichts anderes übrig, als meine Tätigkeit als Justizreferendar möglichst meinen amerikanischen Studien dienstbar zu machen. Da ich jetzt bei einem Rechtsanwalt und Notar tätig sein musste, suchte ich einen, der es hauptsächlich mit Geschäften auf der Produktenbörse zu tun hatte. Es gab nicht viele und keiner war verfügbar, der Rechtsanwaltschaft und Notariat verband. Ich musste mich deshalb entschliessen, als Referendar zweien Herren zu dienen. Der erwählte Rechtsanwalt hatte mit einem Börsen Händler eine Druckschrift über Börsenreform herausgegeben, die Sachverständnis verriet; er schien mir für mich bestimmt zu sein. Zur Ergänzung wählte ich einen würdigen Justizrat, der mit grossen Erbschaftsprozessen zu tun hatte. Es wird wenige Berufe geben, in denen Männer so verschiedener Art tätig sind, wie diese beiden Herren, die jetzt für einige Monate meine Vorgesetzten wurden. Im kleinen und kahlen Büro des fleissigen Rechtsanwalts lebte die geräuschvolle Ungemütlich-

keit der Börse; im grossen, mit Teppichen ausgelegten Büro des prächtigen alten Justizrats machte alles den Eindruck altmodischer Vornehmheit. Der Betrieb beim Rechtsanwalt war so unruhig, dass mir bei seiner Vertretung manchmal das Herz in die Hosentasche sinken wollte, wenn ein erhitzter Prokurist mit seiner Sache hereinstürmte. Beim Justizrat herrschte dagegen gemessene Ruhe. Er hatte es viel mit Stammbäumen zu tun, wie ich sie ähnlichen Umfangs noch nicht gesehen hatte. Es blieb dann nichts übrig, als sie auf dem Fussboden auszubreiten und uns dazu zu legen, um sie zu studieren. Ich konnte jedoch den Darlegungen über die Verwandtschaftsverhältnisse oft nicht folgen und gewann fast den Eindruck, dass Erbschaftsprozesse eine Art Geheimwissenschaft darstellen. Dagegen überwand ich beim Rechtsanwalt Lilienthal das anfängliche Grausen, und es war wertvoll für mich, einen grossen Teil der Firmen kennen zu lernen, die auf der Produktenbörse zu tun hatten; mit manchem klugen Mann habe ich lehrreiche Auseinandersetzungen gehabt.

Die Frage der deutschen Börsenreform spitzte sich immer mehr zu. Auch das Preussische Landes-Ökonomie-Kollegium hatte sie um die Jahreswende auf seine Tagesordnung gesetzt. Schmoller, welcher der Börsen-Enquête-Kommission angehört hatte, war von diesem Landwirtschaftlichen Kollegium gebeten worden, die Frage zu beantworten: „Welche Forderungen hat die Landwirtschaft an die Produkten-Börse zu stellen?“ Er beschränkte sich auf eine Wiedergabe der entsprechenden Vorschläge der Börsenenquête-Kommission und bat mich, zu der gestellten Frage auf Grund meiner amerikanischen Studien Stellung zu nehmen. Ich tat das nur ungern, da ich mit meiner Ausarbeitung noch nicht fertig war, liess mich aber bereit finden, einen vorläufigen Bericht ohne Nennung meines Namens vorzulegen. Das hatte zur Folge, dass ich nach einiger Zeit vom Vorsitzenden der Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg eingeladen wurde, als Getreidehandels-Sachverständiger an den Beratungen der „vereinigten Sonderausschüsse für Wirtschaftspolitik und Pressewesen und für Zoll- und Tarifwesen, Handel und Verkehr, Börsen und Märkte“ teilzunehmen. Ich nahm natürlich an. Zu Anfang der ersten Sitzung fühlte ich mich in dem stattlichen Kreise meist hünenhafter Männer überwiegend adliger Herkunft recht ungemütlich, zumal da ich gar nicht wusste, was man von mir wollte. Erst nachträglich erfuhr ich, dass der Landwirtschaftsminister einen Bericht über die Übelstände in den Einrichtungen der Märkte und ihre Abhilfe eingefordert hatte. Zuerst erregte ich auch sichtlich grosses Missfallen, als ich auf Aufforderung des Vorsitzenden mich zu einigen aufgeworfenen Fragen äusserte und dabei einigen vorgebrachten agrarischen Missverständnissen mit ungeschickter Schärfe entgegentrat. Ich beschloss darob, mich still zurückzuhalten. Das gelang aber nicht. Im weiteren Verlauf der siebenstündigen ununterbrochenen Sitzung wurde ich so unmittelbar angezapft, dass ich aus meinem Versteck heraus musste. Nun dachte ich: wenn mal denn mal! Ich trat fast allen bisher geäusserten Ansichten entgegen und während ich mich schon innerlich darauf vorbereitete, herausgeworfen zu werden, merkte ich plötzlich, dass meine Worte verfangen. Die Runde wurde immer aufmerksamer und ich damit kecker. Als ich meine Ausführungen schloss, trat zunächst allgemeine Stille ein; dann äusserte sich, hier zaghaft, dort bestimmter, Zustimmung; nirgends Widerspruch, aber wohl einige Zweifel und Bedenken. Eine Menge Fragen wurden mir gestellt, sodass ich in den letzten Stunden der Sitzung die meiste Zeit gesprochen habe. Man gab schliesslich nicht nur, meinen Vorschlägen gemäss, die bisherigen Absichten auf, sondern forderte mich zu meiner grössten Verwunderung sogar auf, in die Dienste der Landwirtschaftskammer, „wenigstens zeitweise“, einzutreten, was ich natürlich ablehnte. Sering, der an der Sitzung teilnahm, meinte, einen solchen Umschwung in einer Debatte habe er noch

nie erlebt. Mir hat die etwas anstrengende Sache, die so gewitterschwül begann, grosses Vergnügen gemacht, zumal da ich zur eigenen Überraschung bemerkte, dass ich des freien Wortes mächtiger war, als ich glaubte. Eine weitere Sitzung folgte, die das Bild nicht änderte.

Im Ganzen war für mich natürlich meine wissenschaftliche Betätigung noch wichtiger. Ihr Schauplatz war zunächst die Staatswissenschaftliche Vereinigung. In ihr hielt ich einen Vortrag über die Organisation des nordamerikanischen Getreidehandels zu dem auch – was selten vorkam – Schmoller, sowie andere ältere Ehrengäste erschienen. Seit diesem Vortrag galt ich im Kreise der Staatswissenschaftlichen Vereinigung nicht mehr bloss als ein volkswirtschaftlich interessierter Referendar und hatte den Mut, häufiger in die Erörterungen einzugreifen; nicht nur in Fragen des Handels und bald auch der Binnenschifffahrt, sondern auch bei anderen Problemen der Zeit.

Das Wichtigste aber war, dass auch die Veröffentlichung des ersten Teils meiner Studien in Conrads Jahrbüchern der Nationalökonomie und Statistik bald erfolgte. Durch sie war ich plötzlich als Volkswirtschaftler allgemein anerkannt. Das bewiesen mir zunächst eine Fülle von Zuschriften. Unter ihnen erfreuten mich zwei besonders. Das war vor allem ein Schreiben des Reichsbankpräsidenten Koch, der schon an der Umwandlung der Preussischen Bank in die Reichsbank beteiligt gewesen war und sich neuerdings als Präsident der Deutschen Börsen-Enquête-Kommission hohes Ansehen in Beamten- und Gelehrten-Kreisen erworben hatte; ihm glaubte ich eine Bestätigung entnehmen zu können, dass ich mich als Volkswirt auch in der Richtung auf das Ziel bewegte, das ich mir seinerzeit beim Beginn meiner Studien gesteckt hatte. Nicht minder überraschte mich ein Schreiben des mir persönlich unbekanntem Chefs der Reichskanzlei Geheimrat Goering. Er schrieb mir: „Die agrarische Agitation lebt zum guten Teil von der Unklarheit, die in weitesten Umfange die Frage (des Getreidehandels) beherrscht; jeder Versuch, die Nebel zu zerstreuen, ist verdienstlich, und solches Verdienst können auch Sie für Ihre sorgfältige Arbeit in Anspruch nehmen. Ich wünsche ihr den besten Fortgang und Erfolg; da Sie aber durch amtliche Tätigkeit stark in Anspruch genommen zu sein scheinen, müssen Sie mit dem wertvollsten Kapital, der Gesundheit, sorgfältig haushalten, und ich würde es daher erklärlich finden, wenn Sie sich mit der Fortsetzung der wissenschaftlichen Arbeit Zeit liessen“. Diese freundlich Warnung, die erst ganz verständlich wird durch das, was ich sogleich zu berichten habe, wiederholte sich in vielen Zuschriften von Männern, die ich besonders schätzte, besonders dringlich in einem reizenden Brief meines Freundes Hampe. Sie blieb nicht ohne Wirkung auf mich. Die weiteren Abschnitte meiner Studien erschienen in den genannten Jahrbüchern erst nach einiger Frist, was sich allerdings noch mehr aus einem Anwachsen der Pflichten als aus einer Mässigung des Arbeitseifers erklärte.

Leider war mit dieser Veröffentlichung auch Ärger verbunden. Zunächst erhielt ich, statt der erbetenen 36 Sonderabdrucke nur 12, und nur mit grosser Mühe gelang es mir, diese Zahl wenigstens noch zu verdoppeln. Das hätte ich verschmerzt, wenn sich meine – ich weiss nicht mehr, auf welcher Grundlage – erwachsene sichere Erwartung, eine Sonderausgabe meiner ganzen Arbeit im selben Verlag erscheinen lassen zu können, nicht als hinfällig erwiesen hätte. Der Verlag schrieb den grossen Erfolg der Jahrbücher dem Umstande zu, dass er seit sechs Jahren die Ablehnung der Veranstaltung einer jeden Sonderausgabe streng innegehalten habe; nur bei einer Umarbeitung könne er eine Ausnahme machen. Sie vorzunehmen fehlte es mir an Zeit. Für Männer, welche bereits eine feste Stellung errungen haben, ist solches Verfahren, soweit es ihnen gegenüber überhaupt streng durchgeführt wird, nicht von

denselben Folgen wie für Anfänger. Ich konnte vielen, die mir bei meinen Studien in Amerika wie in der Heimat behilflich gewesen waren, nur durch Übersetzung meiner Arbeit Dankbarkeit erweisen. Ist man dazu nicht in der Lage, so ist die Entwicklung der so wichtigen internationalen Beziehungen in der Wissenschaft sehr gehemmt. Hier liegt eine Aufgabe vor, die mir zu wichtig zu sein scheint, um ihre Lösung einseitig dem Geschäftsinteresse zu überlassen. Wenn der abschliessende Teil meiner amerikanischen Studien länger auf sich warten liess, so hing das in erster Linie allerdings davon ab, dass in meinem Leben eine neue Wandlung eintrat.